

Sylvia Roth

CLAIRE
WALDOFF

Sylvia Roth

CLAIRE
WALDOFF

Ein Kerl wie Samt und Seide

Romanbiografie

HERDER 

FREIBURG · BASEL · WIEN

HERDER spektrum Band 6834



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C083411

Originalausgabe

© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2016
Alle Rechte vorbehalten
www.herder.de

Satz: Arnold & Domnick, Leipzig
Herstellung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-451-06834-8

„Lieber Gott mit Christusohn,
Ach schenk mir doch ein Grammophon.“
Joachim Ringelnatz, „Kindergebetchen“

PROLOG: RAUSCHEN

Det Rauschen zu Bejinn, det hab ick immer besonders jeliibt. So n Knacken und Knarzen, wenn die Nadel sich uff Schallplatte setzt, aber noch nix zu hören is – außer eben Rauschen. Det is so n Moment ... Ick weeß nich ... Det is irjendwie wie n Versprechen. Wie n weiße Blatt Papier, wat druff wartet, beschrieben zu werden. Wie ne leere Leinwand, kurz bevor n Bild druffjeworfen wird.

Wat verrückt is: Schon allein bei dem banalen Rauschen hat mein janzter Körper jedes Mal anjefangen, sich voller Erwartung anzuspannen und sich uffs Hören zu konzentrieren. Die kleenen Lausecherchen ham sich sofort uffjesperrt wie zwei wissbejerije hungrije Tiere und ham unjeduldig druff jelauert, dat det Rauschen und Knacken und Knarzen sich verwandelt in ne Stimme, in nen Klang, in ne Musicke.

Manchmal hab ick die Platte zwar schon uffn Teller jelegt, hab die Nadel aber noch nich druffjesetzt. Sondern hab mir stundenlang einfach nur anjekiekt, wie die schwarze jlänzende Scheibe sich dreht, ohne se abzuspielen. Det hat so ne Schönheit, wenn die Rillen nach und nach verschwimmen vor die Augen. Und gleichzeitig so wat Melancholischet, Verjeblichet – et is mir manchmal vorjekommen, wie n Leben, wat sich dreht und dreht und dreht. Die Rillen vonne Platte, hab ick mir dann in solchen Momenten jedacht, sehen irjendwie aus wie die Rillen von nem Baumstamm. Jede Rille n Lebensjahr oder so. Da hab ick dann jesessen, hab der Scheibe beim Drehen Jesellschaft jeleistet – und hab so Jeschichten an mir vorbeiziehen lassen. Nur in Jedanken, ohne nen einzigen Ton abzuspielen.

Und während ick so uff die Scheibe jestarrt hab, hab ick mir vorjestellt, dat et von so ner Lebensjeschichte eine Version jibt, die real is, die man jewissermaßen hören kann uff die Platte. Und ne andere Version, die parallel dazu läuft, aber unsichtbar und unhör-

bar bleibt. Weil se sich sozusagen zwischen die Rillen abspielt. Wie n Jeheimnis, wat da is, wat aber keiner kennt. So, als würde et zu jedem Leben noch n zweitet Leben jeben, wat wie n Schatten neben her läuft, ne zweite Wahrheit jewissermaßen. Denn ick persönlich jloobe ja sowieso: Et jibt nich nur eine Wahrheit von ner Sache, sondern viele verschiedene.

Aber wat soll det Jerede. Lassen wa die Philosophie ma Philosophie sein, wa. Ick werd die Nadel jetz schön sachte uff de Scheibe runtalassen und werd ne Jeschichte abspielen. Ne Jeschichte, die so oder anders hätte sein können. Die jedem und niemandem hätte passieren können. Ne Jeschichte, die inner Verjangenheit stattjefunden hat, aber trotzdem irjendwie im Konjunktiv anjesiedelt is. Weil se eben nur eine Version von vielen Versionen is. Denn die wirklich wahre Version, die findet sich zwischen die Rillen vonne Platte. Und da wird se uff ewig n Jeheimnis bleiben.

RILLE I-6: AUFBRECHEN

I.

Kreuzweise. Die können sie alle kreuzweise. Findet das kleine Mädchen, das zusammengekauert auf dem Bahndamm hockt, sich eine Strähne aus dem Haar klaubt und sie in die Sonne hält. Den Kopf wirft die Kleine kühn in den Nacken, das rechte Auge kneift sie zu. Und jetzt kuckt sie. Oder späht. Oder linst. Direkt in die Strähne hinein, direkt durch die Strähne hindurch – um wieder einmal festzustellen, dass ihre Haare im Sonnenlicht fast blond wirken. Wo sie doch in Wahrheit rot sind. Hexenrot, feuerrot, teuflersrot, oder was auch immer die anderen Kinder in der Schule sich an kreuzweisem Unsinn dazu ausdenken. Aber wieso eigentlich rot? Ausgerechnet rot? Diese Frage, so überlegt sich das Mädchen, während es den Kopf nicht mehr nur kühn, sondern auch trotzig in den Nacken wirft, wird doch wohl erlaubt sein! Schließlich hat niemand in der Familie rote Haare. Weder die Mutter noch der Vater. Weder Wilhelm noch Fritz noch Otto noch Emil noch Emma noch Emilie noch Carl noch Hugo noch Laura noch Bruno noch Ewald. Also kein einziges ihrer Geschwister. Die sie im Übrigen alle kreuzweise können.

Schräg gegenüber vom Bahndamm, auf dem das Mädchen hockt, liegt die Zeche Hibernia. Wenn die Kleine nicht nur das rechte, sondern auch das linke Auge zusammendrückt, beginnen die beiden riesig zum Himmel sich reckenden Schornsteine zu flackern, als würden sie gleich explodieren. Als atmeten sie tief ein, bebten, zitterten und wankten, um dann kurzerhand in einem krachenden „Hatschi!“ auseinanderzufliegen. Und auch die Fördertürme taumeln vor den zusammengekniffenen Augen,

als wollten sie gleich in sich zusammenstürzen. Paff, Krach, Bumm!

Zwei Jahre ist es her, dass es einen schweren Unfall auf der Hibernia gegeben hat, 57 Tote, so stand es am nächsten Tag, am 24. Januar 1891, im Gelsenkirchener Anzeiger geschrieben. Beim Lesen der Zeitung – denn das kleine Mädchen konnte schon damals, mit noch nicht einmal sieben Jahren, lesen – waren ihre Hände vor Aufregung so feucht geworden, dass die schwarzen, rußigen Buchstaben sich aufgelöst hatten und vom Papier direkt in ihre Fingerspitzen hineingekrochen waren. Erst hatten die Finger sich grau und dann schwarz gefärbt. So wie in der Stadt, in der das Mädchen lebt, immer alles erst grau und dann schwarz wird.

Jedenfalls hätte die Kleine die Zeitung gar nicht zu lesen brauchen, denn alles Wesentliche hatte sie am Abend vorher schon in der Kneipe des Vaters gehört. Kohlenstaubexplosion. Dieses Wort hatte die Runde gemacht, war wie ein flinker, unberechenbarer Frosch über die Holztische gehüpft, und alle hatten sofort Bescheid gewusst. Klar. Weil alle den Kohlenstaub kennen, schließlich ist er überall. In der Wäsche, wenn sie zum Trocknen im Freien hängt. Im Rotz, egal, ob man ihn in der Nase hochzieht oder in die Hände schnäuzt. Im Badewasser, jeden Samstag.

Und wenn der Kohlenstaub tief unten unter der Erde zu heftig herumwirbelt und herumtobt, so wie das Mädchen, wenn es sich auf dem Bahndamm um die eigene Achse dreht und dreht und dreht, dann kann es passieren, dass er mit Luft zusammenprallt und explodiert. So hat der Lehrer es in der Schule erklärt, so hat die Kleine es verstanden. Aber wieso hat der Lehrer nichts darüber gesagt, wie man begreifen soll, dass wegen dieser Kohlenstaubexplosion Menschen plötzlich verschwunden sind, von einer Sekunde auf die andere, Paff, Krach, Bumm!, zerrissen von der Luft, verschluckt von der Erde? Konnten das denn die Frauen

und Kinder begreifen, die so sehr um ihre zu Kohlenstaub zerfallenen Männer und Väter weinten, dass sich die Taschentücher vor Tränen grau färbten?

Von der Zeche Hibernia schallt die Grubensirene herüber, zerschneidet laut und schrill die Zeit in zwei Teile, übertönt mühelos die Kirchenglocken, die fast heiser wirken gegen die mächtige Röhre der Fabrik. „Tuuuuuuuuuuut“, schreit die Kleine, bis ihre Stimme sich überschlägt und tief in der Kehle einen Purzelbaum macht. „Tuuuuuuuuuuut!“, brüllt sie noch einmal in einer tieferen Tonlage. Gegen die Sirene kommt niemand an, denkt das Mädchen mit heimlicher Anerkennung, diese Sirene hat mehr Kraft als alle Geräusche der Welt zusammen – weswegen ihr Getöse auch so gut in diese Stadt passt, in der es nie still ist, weil unentwegt Maschinen rauschen und schnaufen und atmen, weil permanent etwas brodeln, dampft und zischt. Manchmal scheint es dem Mädchen so, als keuchten nicht die Motoren, sondern die Erde selbst, als würde der Boden vor Schmerzen stöhnen, weil er dauernd von den Maschinen verletzt wird.

Wenn die Kleine ihren Kopf im Nacken lässt, ihn aber dreht, von rechts nach links, dann schweift der Blick. Und wenn der Blick schweift von dem Platz auf dem Bahndamm aus, ragen nicht nur auf der Zeche Hibernia, sondern überall Unmengen von Riesenschloten empor, dazwischen Fördertürme und kahle schwarze Halden, als sei an diesen Stellen die Haut der Erde einfach abgerissen worden. Schwarze Rauchfahnen flattern im Wind, immer direkt über den Schornsteinen der Koks- und Schmelzöfen, sie sehen aus wie dunkle, verzerrte Seifenblasen.

Der Vater des Mädchens hat früher auch im Bergbau gearbeitet, manchmal erzählt er ihr und ihren Geschwistern, wie er Tag für Tag in den tiefen Schlund hinuntergefahren ist, Meter für

Meter in die Erde hinein, die ihn gierig verschluckte, als hätte sie zu viel Hunger. Wenn die Erde ihn wieder ausspuckte nach zwölf, manchmal auch vierzehn Stunden Arbeit, war er schwarz. Schwarz wie Schuhcreme. Schwarz wie der Kaffee, den die Mutter morgens aus gerösteter Gerste kocht. Schwarz wie die Lackschuhe, die die Kleine zu ihrem neunten Geburtstag geschenkt bekommen hat.

Weil der Vater innen fast genau so schwarz gewesen war wie außen und seine Lungen die Schuhcreme ununterbrochen wegzuhusten versuchten, hatte er beschlossen, nicht mehr in die Erde hinunterzufahren. „Die können mich kreuzweise“, hatte er gesagt – und eine Kneipe eröffnet, direkt gegenüber dem Bahnhof, in der Mühlenstraße 8. Seither befördert er keine Kohlen mehr aus der Tiefe herauf, sondern Bierfässer und Schnapsflaschen. Viele Bierfässer und viele Schnapsflaschen für Männer, die sich abends müde an die Holztische setzen, um die Schuhcreme in ihrem Mund in den Magen hinunterzuspülen. Aber weil die Schuhcreme zäh ist, braucht es viel zum Spülen, so viel, bis auch der Tageslohn sich weggeschwemmt hat und die Frauen in der Kneipe aufschlagen, um die Männer nach Hause zu zerren, in die kleinen Wohnungen, die den Familien gar nicht alleine gehören, sondern an Fremdarbeiter vermietet sind, damit das Geld sich nicht so schnell wegfrisst, wie es sich wegfrisst.

Wenn der Vater früher aus der Grube gekommen war, gezogen an einem zerschlissenen Förderseil, das zu reißen drohte, um alles, was daran hing, in bis zu tausend Meter Tiefe hinabstürzen zu lassen, hatte nur das Weiß der Augen aus dem schwarzen Gesicht hervorgeblitzt. Dann war er, müde wie die anderen Arbeiter, zu den Kauengebäuden geschlurft, in denen sich die Umkleide- und Waschräume der Bergleute befinden, war gemeinsam mit den anderen in ein Badebassin gestiegen, um sich

die Kohle vom Leib zu waschen, und war, noch immer müde, von der Schwarzkaue zur Weißkaue getrottet, um sich dort anzu- ziehen. Der Vater, das weiß das kleine Mädchen, hatte es gehasst, im selben Dreck wie all die anderen zu baden. Bis heute behauptet er, dass ihn das noch kränker gemacht habe als der Kohlen- staub.

Dabei – wie stellt er sich das eigentlich vor, der Vater?, fragt sich das kleine Mädchen, während es weiter mit zusammenge- kniffenem Auge durch die Haarsträhne hindurch auf die Silhou- ette der Schornsteine und Fördertürme schaut. Reines, klares Wasser gibt es doch sowieso nicht, weil die Wasserläufe, die sich wie Adern durch die Stadt und ihre Umgebung hindurchziehen, sämtliche Abfälle und Abwässer aus den Zechen und den Haus- halten schlucken. Manchmal hockt das Mädchen sich an einen solchen Graben und schaut auf die stinkende Flüssigkeit, die sich schwarz und träge in die Kuhle schmiegt und sich nicht ent- schließen kann, abzufließen. Die Mutter sagt, sie solle wegblei- ben von diesen Gruben, es wohnten Krankheiten darin – aber die Mutter kann sie kreuzweise! Denn es gibt nichts Schöneres, als darauf zu warten, dass sich, sobald die Sonne ihr warmes Licht erstrahlen lässt, Gasblasen an der Oberfläche der klebrigen, stin- kenden Masse bilden und platzen. Paff, Krach, Bumm! Noch eine Explosion! Paff! Und noch eine! Allerdings gelingt es der Sonne gar nicht immer, durch die von schwarzem Ruß verklebte Luft hindurch zu strahlen – an manchen Tagen wird es schon mittags dunkel.

Ein Zug rattert vorbei, die Waggons gefüllt mit Kohle und Erz. Das rechte Auge des Mädchens öffnet sich wieder, das Flac- kern der Hibernia-Schornsteine hört auf, die vor das Gesicht gehaltene Haarsträhne kehrt zurück ins Blickfeld und erinnert die Kleine daran, dass ihre Frage noch immer nicht beantwortet

ist: Wieso eigentlich rot? Hexenrot, feuerrot, teuflersrot? Blond wäre viel wahrscheinlicher – oder eben schwarz, wo hier doch alles schwarz ist. Nur einer hat außer ihr noch rote Haare: Onkel Fritz. Friedrich Ködding. Der wohnt ganz in der Nähe, ist nicht verheiratet und schreibt gerne Gedichte. Die Eltern und Onkel Fritz tuscheln bisweilen mit gesenkten Stimmen, einmal sogar mit einem Rechtsanwalt, das beobachtet Clara jedes Mal ganz genau. Worüber reden sie, die Erwachsenen? Und wie kann es überhaupt sein, dass Erwachsene Geheimnisse haben, wo Geheimnisse doch den Kindern gehören?

Trotzig zwirbelt das Mädchen die Haarsträhne, rot wie sie ist, zurück in ihren Zopf und beginnt, mit dem Zeigefinger Buchstaben in den Sand auf dem Bahndamm zu malen. C-l-a-r-a, murmelt sie, ganz ins Schreiben vertieft, und betrachtet die Buchstaben, die wie Ornamente in dem körnigen grauen Grund versinken. Clara Wortmann – so heißt sie, nicht Clara Ködding. Und weil sie Wortmann heißt, liebt sie Worte und kann noch mehr Begriffe in den Sand schnörkeln. O-b-e-r-h-a-u-s-e-n. Dahin wird sie bald umziehen, weil der Vater eine größere Schankwirtschaft übernehmen will. Eine mit Tänzerinnen, die etwas vortanzen, und Sängern, die etwas singen, während die Gäste Bier trinken. Das bringt mehr Geld, sagt der Vater. Aber auch der, so findet das Mädchen, kann sie kreuzweise.

Sieben Mal schlägt die Glocke der Sankt-Georgs-Kirche. Und das heißt, dass sie schon zu spät ist. Um sieben Uhr gibt es Abendessen, und deshalb muss sich das Mädchen namens Clara Wortmann nun sputen. Schnell den Sand verwischen, damit niemand erfährt, dass sie hier war, schnell die Nase und die Strümpfe hochziehen. Schnell die Wut wegschlucken, die immer wieder in ihr brennt und ihr wie eine innere Dampflokomotive Antrieb

gibt, während sie den Bahndamm hinunterfegt. Schnell nach Hause, Mühlenstraße 8.

2.

Jetzt ist der Bahndamm woanders.

Denn jetzt wohnt Clara nicht mehr in der Mühlenstraße 8, sondern in der Marktstraße 65, ihre Stadt heißt nicht mehr Gelenkirchen, sondern Oberhausen – und an ihrem Himmel, da hängen nicht mehr Sonne, Mond und Sterne, sondern Stangen und Scheinwerfer.

Im Nachthemd steht Clara da, wie das Sterntalerkind aus ihrem Märchenbuch, wirft den Kopf in den Nacken, kneift das rechte Auge zu und schaut: Mindestens sechs Meter geht es nach oben, bestimmt fünf Mal müsste sie sich selbst übereinanderstapeln, um mit der Fingerspitze die Decke berühren zu können. Zwei dünne Seile hangeln sich aus diesem neuen Himmel herab, und an diesen Seilen hängt ein Trapez. Schwingt vor und zurück, vor und zurück, ebenso wie die Frau, die sich an dem Trapez festhält, um ihren Körper biegsam wie eine Schlange durch die Luft zu winden. In immer neuen Formationen zwirbelt sie ihre Beine, streckt und grätscht sie, droht plötzlich zu fallen, jedoch nur, um sich schnell um die eigene Achse zu drehen und in der nächsten Sekunde das Trapez wieder sicher mit ihren Händen zu greifen.

Wenn Clara beide Augen fest genug zusammendrückt, sieht es aus, als würde die Frau ganz ohne Trapez in der Luft schweben, als würde sie, jeder Schwerkraft enthoben und ohne jeglichen Halt, mit ihrem Körper Ornamente in die Luft zeichnen, Buchstaben malen, geheime Botschaften aus dem Schnürbodenhimmel schicken, hinunter zu ihr, dem Sterntaler mädchen, das

abwechselnd einen Fuß auf den andern stellt vor Aufregung und auch, damit die nackten Zehen, die unter dem Nachthemd herauslugen, nicht so kalt werden.

Vorsichtig neigt Clara den Kopf – so weit, dass sie, ohne entdeckt zu werden vom Publikum, einen Blick in den Zuschauer-raum erhaschen kann. Menschen sitzen an Tischen, trinken Bier und rauchen, so dass sich leichte Nebelschwaden im Licht abzeichnen. Immer, wenn die Trapezkünstlerin scheinbar fällt, hört Clara ein erschrockenes Raunen im Publikum, einige Gäste halten sich die Hand vor den Mund, manche sogar vor die Augen, Frauen drücken ihr Gesicht an die Schultern ihrer Männer.

„Na, Kleine, musst du noch gar nicht ins Bett?“, fragt ein Mann, der an Clara vorbei über die Seitenbühne geht, im Arm hält er ein buntes Kostüm.

„Nee.“ Geht den gar nichts an, faucht Clara innerlich. Kann sie kreuzweise.

„Willst wohl auch gerne mal auf die Bühne, was?“, zwinkert er ihr zu.

„Nee.“ Geht den doch wirklich nichts an.

„Wortmanns Varieté“ prangt in stolzen Lettern außen an der Fassade, und im Varieté wird kein Tee getrunken, wie Clara anfangs dachte, sondern geraucht. Die Mutter hat ihr erklärt, dass es sich um eine Mischung aus Theater und Schankwirtschaft handle, die im Volksmund auch „Rauchtheater“ heiße und für die man, im Gegensatz zu einem echten Theater ohne Rauch, nur eine halbe Erlaubnis brauche von der Behörde.

„Was, bitteschön, ist denn eine halbe Erlaubnis?“, hatte Clara verwundert gefragt.

„Naja, kostet eben weniger Geld, so eine halbe Erlaubnis“, entgegnete die Mutter, während sie weiter die Wäsche im